

Tobias Hochscherf

Berichterstattung in der Kritik

Das journalistische Rollenverständnis im Wandel

Die Nachrichtenberichterstattung und das Rollenverständnis von Journalistinnen und Journalisten haben sich stets angepasst, um auf gesellschaftlich-kulturelle Veränderungen zu reagieren. Eine Überprüfung und eine Veränderung scheinen zurzeit dringend geboten, da die Kritik am Journalismus teilweise nachvollziehbar ist. Gründe sind dabei nicht nur veränderte Rahmenbedingungen im Zuge der durch die Digitalisierung entstandenen interaktiven Netzwerkgesellschaft, sondern auch die Ansichten und Hintergründe der Journalisten selbst.

Journalismus als wichtige gesamtgesellschaftliche Funktion

Die Rolle und Aufgaben von Journalisten sind – trotz unterschiedlicher Akzentuierungen – meist sehr ähnlich definiert. Oftmals werden neben der Recherche die Auswahl und medienpezifische Aufbereitung von Informationen für eine breite Öffentlichkeit als vornehmliche Aufgaben genannt. In westlichen Demokratien gilt eine unabhängige, überparteiliche Presse als wichtige Grundvoraussetzung der freiheitlich-demokratischen Gesellschaft.

Die wichtige Wächterfunktion zum Schutz der Zivilgesellschaft gegenüber Willkür und einseitiger Vereinnahmung geht dabei einher mit großer Verantwortung. Eine ausgewogene, kritische, aktuelle und neutrale Berichterstattung ermöglicht gesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse und letztendlich Teilhabe an relevanten Diskursen. Daher ist Journalismus mehr als nur eine berufliche Tätigkeit oder ein „Job“. Neben ökonomischen und rechtlichen Privilegien (Remissionsrecht, verminderter Mehrwertsteuersatz, Preisbindung, öffentlich-rechtliches System, presserechtlicher Auskunftsanspruch von Behörden gegenüber Journalisten) ist die Pressefreiheit ohne Zensur in Art. 5 des Grundgesetzes festgeschrieben. Die herausragende Rolle der Journalisten, deren Glaubwürdigkeit sich primär aus der Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl speist, benötigt aber auch Regeln und Normen. Die Anforderungen an Journalistinnen und Journalisten sind daher in selbst formulierten professionsethischen Grundsätzen wie etwa dem deutschen Presskodex oder vergleichbaren Richtlinien festgeschrieben.

Berichterstattungsmuster und journalistische Rollenbilder

Weitaus weniger Konsens als über die gesamtgesellschaftliche Bedeutung einer freien Presse besteht darüber, wie Journalisten ihre Rolle konkret ausüben bzw. ausüben sollen. So haben sich über die Jahre sehr vielfältige Rollenbilder und Ideale etabliert, die alle unterschiedliche Aufgaben hervorheben. Neben einer möglichst „objektiven Vermittlerrolle“ zählen hierzu auch „investigative Aufklärer“, „meinungsformende Parteigänger“, „Anwälte der Bevölkerung“, „Unterhalter“, „Orientierung schaffende Erklärer“, „Diskurs-Moderatoren“ und „Ratgeber“ (vgl. Meier 2011). Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass sich die verschiedenen Rollenbilder oft nur scheinbar ausschließen. Im beruflichen Alltag nehmen Journalisten meist sogar mehrere unterschiedliche Rollen ein oder wechseln je nach Situation zwischen ihnen (ebd., S. 213).

Zum journalistischen Selbstverständnis gibt es schon seit Langem eine ganze Reihe deutschsprachiger und internationaler Studien, da Rollenbilder ein wichtiger Faktor für die Art der Berichterstattung und letztlich der gesellschaftlichen Wirkung von Nachrichten sein können. Nicht zu Unrecht hat Walter Lippmann bereits 1922 darauf hingewiesen, dass jede Beschreibung eines Ereignisses eine Interpretation desselben ist: „Denn die akzeptierten Typen, die geläufigen Denkschemata, die Standardversionen unterbrechen die Informationen auf ihrem Weg zum Bewußtsein“ (1964, S. 65).

Selbstredend darf man den Einfluss des Selbstverständnisses von Journalisten auf deren Berichterstattung nicht überbewerten, spielen

»Nicht die Ereignisse bestimmen die Nachrichten, sondern die Akteure der Medienlandschaft.«

»Fest steht jedoch, dass die Missbilligung der Medien – ob sie nun im Einzelfall gerechtfertigt sei oder nicht – die Medienlandschaft und ihre Akteure langfristig prägen wird.«

hier doch auch eine ganze Reihe weiterer ökonomischer, rechtlicher, technischer und organisatorischer Bedingungen eine Rolle. Dennoch bleibt die Bedeutung der Eigenwahrnehmung nicht unerheblich. So ging u. a. Winfried Schulz in seiner viel beachteten Untersuchung *Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien* von der Hypothese aus: „Je mehr eine Meldung dem entspricht, was Journalisten für wichtige und mithin berichtenswerte Eigenschaften der Realität halten, desto größer ist ihr Nachrichtenwert“ (H. i. O., 1976, S. 30). Gingen frühere Arbeiten noch davon aus, dass Ereignisse an sich bestimmte Selektionskriterien erfüllen und somit in der Berichterstattung erscheinen, argumentiert Schulz, dass es vor allem die Journalisten sind, die ihnen diese Eigenschaften erst zusprechen. Die Folgen sind klar: Nicht die Ereignisse bestimmen die Nachrichten, sondern die Akteure der Medienlandschaft. Da Journalisten maßgeblich bestimmen, *worüber* und *wie* öffentlich berichtet wird, lohnt ein näherer Blick auf deren Rollenvorstellungen ebenso wie deren politische Überzeugungen und Sozialisation.

In der umfassendsten aktuellen Studie zum Journalismus in Deutschland unter ca. 1.500 Journalisten haben Siegfried Weischenberg, Maja Malik und Armin Scholl herausgefunden, dass die Selbsteinschätzungen von Journalisten zwar sehr vielfältig sind, es aber doch klare Präferenzen gibt: „Nahezu 90 % der Befragten wollen ihr Publikum neutral und präzise informieren. Jeweils rund drei Viertel der Journalisten beabsichtigen, komplexe Sachverhalte zu erklären und zu vermitteln (79,4 %), das Publikum möglichst schnell zu informieren (74,1 %) und die Realität genauso abzubilden, wie sie ist (73,8 %)“ (2006, S. 355 f.). Während sich die deutliche Mehrheit der Journalisten berufen sieht, unabhängig zu informieren und zu vermitteln, gibt es aktuell immer mehr Kritik an der konkreten Ausübung dieser Rolle.

Journalismus unter Legitimationsdruck

Deutsche haben wenig Vertrauen in die Medien titelte „Die Zeit“ im Sommer 2015. Anlass war eine von der Wochenzeitung in Auftrag gegebene repräsentative Studie, die ergab, dass 60 % wenig oder gar kein Vertrauen in die Medien haben. Andere Untersuchungen etwa durch die Europäische Kommission kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Alarmierende Befunde, auch wenn die etablierten Medien nach wie vor als die bevorzugte Informationsquelle genutzt werden. Es bleibt abzuwarten, ob die aktuelle Medienkritik im Zuge der Flüchtlings-Berichterstattung die Vertrauenskrise noch verstärken wird. Fest steht jedoch, dass die Missbilligung der Medien – ob sie nun im Einzelfall gerechtfertigt sei oder nicht – die Medienlandschaft und ihre Akteure langfristig prägen wird.

Auch wenn die hasserfüllten Anfeindungen als „Lügenpresse“ und „Systemmedien“, wie sie u. a. auf öffentlichen Kundgebungen und in den sozialen Medien immer wieder geäußert werden, kaum zu ertragen sind, gibt es durchaus Anlass zur Selbstkritik. „Denn“, wie „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo in einer sehr nuancierten und lesenswerten Rede im Schauspielhaus Dresden aus dem Februar 2016 betont, „wir Journalisten selbst haben auch durch eigene Versäumnisse zu diesem Vertrauensverlust beigetragen“ (2016, S. 7). Er stellt folgende Entwicklungen als besonders problematisch heraus: die stetige „Skandalisierung und Boulevardisierung der Be-

richterstattung auch in bis dato seriösen Medien“, die vereinfachte „Unterteilung der Welt in ‚gut‘ und ‚böse““, eine Konformität der Medien durch Mainstreaming-Effekte, das Getriebensein der Journalisten durch eine immer schneller werdende Medienwelt und dass „unser journalistisches Personal zu einheitlich sozialisiert ist“ (ebd., S. 7f.). In seiner Analyse führt er also neben dem Journalismus inhärenten Faktoren auch externe Ursachen wie die interaktive Netzwerkgesellschaft an. Hier lohnt ein genauerer Blick.

Journalismus zwischen angenommenen Publikumsinteressen und eigener Voreingenommenheit

Wenn Di Lorenzo von einer sehr einheitlichen Sozialisation der Journalistinnen und Journalisten in Deutschland spricht, dann ist dies nicht nur ein Gefühl, sondern eine Einschätzung, die sich durchaus belegen lässt. Hierbei geht es keinesfalls um die einfältige Schelte einer vermeintlichen Akademisierung im Journalismus (seit wann soll eine umfassende und tiefgreifende Ausbildung ein Malus sein?), sondern um die Zugehörigkeit zu ähnlichen sozialen Schichten und politischen Überzeugungen. So entstammen fast alle Journalisten der breiten Mittelschicht und kaum dem Arbeitermilieu (Weischenberg/Malik/Scholl 2006, S. 353). Inwiefern die sehr vielfältige Ausbildung an Universitäten, Fachhochschulen und Journalistenschulen zu einer größeren Diversität beitragen kann, ist abzuwarten – die unterschiedlichen Wege zeugen weiterhin von sehr vielfältigen Zugangsmöglichkeiten zum Journalismus.

Sehr viel problematischer als die soziale Herkunft erscheint das Engagement einzelner Journalisten für bestimmte Interessen – in klarem Widerspruch zum Ideal journalistischer Redlichkeit, dass der Fernsehjournalist Hanns Joachim Friedrichs mit seinem Ausspruch auf den Punkt brachte: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, daß er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache“ (zitiert nach Schneider/Raue 1996, S. 93). Auch die sehr einseitigen parteipolitischen Präferenzen der Journalisten selbst stehen im Widerspruch zur übrigen Bevölkerung. Im deutlichen Gegensatz zu den Wahlergebnissen der letzten Jahre geben mehr als ein Drittel der befragten Journalisten an, der Partei Bündnis 90/Die Grünen nahestehen, und auch noch 26 % drücken der SPD ihre Sympathie aus. Dagegen liegen die konservativen und liberalen Parteien weit abgeschlagen: Die CDU/CSU kommt auf nur 8,7 % und die FDP auf 6,3 % (Weischenberg/Malik/Scholl 2006, S. 353f.). Auch wenn diese Präferenzen nicht unbedingt und unmittelbar zu einer einseitigen Berichterstattung führen, so ist die Diskrepanz zwischen politischen Neigungen der Bevölkerung und denen der Journalisten zumindest problematisch, da sie durchaus für eine teilweise Entfremdung zwischen Journalisten und der übrigen Bevölkerung stehen könnte. Auch die Verflechtung der politischen Parteien mit den öffentlich-rechtlichen Sendern und deren Räten ist nicht geeignet, die Skepsis gegenüber einer unabhängigen Berichterstattung auszuräumen.

Eine deutliche Diskrepanz lässt sich zudem zwischen der politischen Selbsteinschätzung der Journalisten einerseits und deren Sicht auf das vermeintliche Zielpublikum andererseits erkennen. Sehen sich die Journalisten selbst im linken demokratischen Spektrum beheimatet, attestieren sie ihren Rezipienten eher eine konservative,

politisch rechte Einstellung (ebd., S. 359). Arbeiten, die untersuchen, inwiefern sich dieses Missverhältnis zwischen eigenen politischen Ansichten und erwarteten Einstellungen beim Publikum auswirkt, stehen weitgehend aus, sodass hierüber keine belastbaren Erkenntnisse existieren.

Während das Selbstverständnis von Journalisten in westlichen Ländern weitgehend vergleichbar ist, gibt es Unterschiede bezüglich der Bedeutung, die etwa dem investigativen oder Enthüllungsjournalismus sowie dem sogenannten Public Journalism zukommt, der versucht, Dialoge anzustoßen und zu moderieren. Im Vergleich zu den USA und auch Großbritannien kommt diesen Formen anscheinend eine untergeordnete Rolle zu (vgl. Lünenborg 2005, S. 155f.; Haller 2004, S. 43ff.). Die ausdrückliche Wahrnehmung einer rigorosen Kontrollfunktion findet sich hierzulande daher sehr viel seltener. 2005 gaben weniger als die Hälfte (43,1 %) der befragten Journalisten an, dass „Kritik an Missständen zu üben“ Handlungsrelevanz für ihre Arbeit hat, und nur ein knappes Viertel (23,5 %) stimmte der Aussage zu, dass sie „die Bereiche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kontrollieren“ würden (Weischenberg/Malik/Scholl 2006, S. 356). Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Bedeutung einer kritischen Berichterstattung, die Verwerfungen benennt und in meinungsorientierten journalistischen Formen wie Kommentar, Glosse und Kritik anprangert, können diese Zahlen durchaus problematisch gesehen werden. Folgt man Thomas Leif, dann liegen die Ursachen für die fehlende Ausprägung investigativer Herangehensweisen vor allem an den Journalisten selbst, die sich hierzulande meist als Chronisten und Dienstleister für Service-Informationen verstehen (2005).

Journalisten im Dialog und unter Beobachtung: die interaktive Netzwerkgesellschaft

Die Binsenweisheit, dass Journalisten journalistisch arbeiten, gilt heute nur noch eingeschränkt. Im Zuge der Wandlung von einer Einwege- zu einer Zweiwege-Kommunikation können breite Bevölkerungsschichten recherchieren, selektieren und Informationen verbreiten. Durch netzwerkgestützte Medien und das Internet haben die Journalisten dabei ihr Monopol auf Information, ihre Gatekeeping-Funktion weitgehend eingebüßt. Als Konsequenz machen sie heute oftmals mit beim immer kurzlebiger werdenden Wettbewerb um aktuelle Informationen – ein Wettkampf, den sie kaum gewinnen können. Geschwindigkeit begünstigt nicht nur Fehler, sie kann auch Hysterien befördern und eine kritische Distanz erschweren. Eine andere Folge stets verfügbarer Netzwerkmedien erscheint jedoch fast noch gravierender für die tägliche Arbeit von Journalisten und deren Rollenverständnis. Dadurch, dass die vernetzte Internetöffentlichkeit die Möglichkeiten zur Teilhabe immer stärker nutzt und so zu einer „5. Gewalt im digitalen Zeitalter“ (Bernhard Pörksen) wird, stehen Journalisten häufiger als bisher in der Kritik. Aus Beobachtern werden zusehends Beobachtete. Dies mag ungewohnt und mitunter auch unbequem sein. Wenn Journalisten diese Rolle jedoch annehmen und man sich auf Spielregeln im Umgang einigt, kann hieraus durchaus ein lebendiger Dialog entstehen, der verlorenes Vertrauen wieder herstellen kann. Die Fähigkeit zahlreicher Medien zur kritischen Selbstreflexion im Zusammenhang mit der Berichterstattung über Flüchtlinge aber auch die Anschläge durch die rechtsradikale

»Integrität und Ethik sind keine Begleiterscheinungen, sondern der eigentliche Kern journalistischen Handelns.«

Terrorgruppe NSU zeugt von dem Willen und der Fähigkeit zu Veränderungen.

Konnte man in der Vergangenheit durchaus sagen, dass Journalisten diejenigen sind, die Nachrichten medial verbreiten, so erscheint diese Beschreibung heute nicht mehr ausreichend. Wenn jeder Informationen verbreiten und über Ereignisse berichten kann, dann ist die Fähigkeit zur Publikation kein Alleinstellungsmerkmal des Journalismus mehr. Vielmehr rücken traditionelle journalistische Tugenden wieder stärker in den Mittelpunkt. Im Gegensatz zu anderen neuen wie alten Medienakteuren sind es die Journalisten, die allein der Allgemeinheit verpflichtet sind. Die Aufgabe einer gefestigten Demokratie ist es, dass sie diesen Auftrag uneingeschränkt wahrnehmen können. Nur so können sie Orientierung schaffen in einer Welt des Informationsüberangebots, nur so können sie wieder stärker die ihnen zugedachte Kontrollfunktion ausüben. Integrität und Ethik sind keine Begleiterscheinungen, sondern der eigentliche Kern journalistischen Handelns. Manchmal bedeutet dies eine unbequeme Berichterstattung außerhalb bestehender Bedeutungsrahmen oder mehrheitsfähiger Meinungen.

Literatur:

Di Lorenzo, G.:
Unser Ruf steht auf dem Spiel. Rede vom 28.02.2016 im Schauspielhaus Dresden. In: Die Zeit vom 29.02.2016. Abrufbar unter: <http://www.zeit.de/kultur/2016-02/dresdner-rede-dresden-giovanni-di-lorenzo> (letzter Zugriff: 07.03.2016)

Haller, M.:
Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten. Konstanz 2004⁶

Leif, T.:
Rückgewinnung gesellschaftlicher Funktion: Die Medien in der Rolle der ‚Vierten Gewalt‘. In: C. Fasel: *Qualität und Erfolg im Journalismus.* Konstanz 2005, S. 31 – 48

Lippmann, W.:
Public Opinion. New York 1922. Zitiert nach: W. Lippmann: *Die öffentliche Meinung.* München 1964

Lünenborg, M.:
Public Journalism: Konzept – Entstehung – und gesellschaftliche Relevanz. In: M. Behmer u. a. (Hrsg.): *Journalismus und Wandel: Analysedimensionen, Konzepte, Fallstudien.* Wiesbaden 2005, S. 143 – 159

Meier, K.:
Journalistik. Konstanz 2011²

Schneider, W./Raue, P.-J.:
Handbuch des Journalismus. Reinbek 1996

Schulz, W.:
Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg/München 1976

Weischenberg, S./Malik, M./Scholl, A.:
Journalismus in Deutschland 2005. In: *Media Perspektiven*, 7/2006, S. 346 – 361

Dr. Tobias Hochscherf ist Professor für audiovisuelle Medien an der Fachhochschule Kiel und der Europa-Universität Flensburg. Er lehrt u. a. im berufsbegleitenden Masterstudium „Journalismus und Medienwirtschaft“, das die praxisnahe Volontärsausbildung mit den fachlichen Inhalten eines Masterstudiums verbindet.

